

Ein wenig betrübt,
Ihre Marion

Ein wenig betrübt, Ihre Marion

Marion Gräfin Dönhoff
und Gerd Bucerius
Ein Briefwechsel
aus fünf Jahrzehnten

herausgegeben von
Haug von Kuenheim und
Theo Sommer

Siedler

Wir danken der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius
für ihre freundliche Unterstützung.

© 2003 by Siedler Verlag, Berlin,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe
Random House GmbH

Alle Rechte vorbehalten,
auch das der fotomechanischen Wiedergabe.

Lektorat: Markus Schacht, Hamburg
Schutzumschlag: Rothfos + Gabler, Hamburg
Satz: Ditta Ahmadi, Berlin
Druck und Bindung: GGP Media, Pößneck
Printed in Germany 2003
ISBN 3-88680-798-3
Erste Auflage

Inhalt

VORWORT	
Der Prinzipal und seine Prinzipalin	7
ERSTES KAPITEL	
Krach um die ZEIT	23
ZWEITES KAPITEL	
Mittelmäßiges darf nicht durchgehen	37
DRITTES KAPITEL	
Tischlein deck dich!	55
VIERTES KAPITEL	
Der erste große Aufschwung	63
FÜNFTES KAPITEL	
Die vereitelte Machtergreifung	85
SECHSTES KAPITEL	
Farbe kommt ins Blatt	99
SIEBTES KAPITEL	
Im Wechsel: Streit und Versöhnung	133
ACHTES KAPITEL	
Wenn die Nachtgespenster kommen	151
NEUNTES KAPITEL	
Wer soll im Blatt das Sagen haben?	185

ZEHNTES KAPITEL	
Warum hassen Sie mich?	255
ELFTES KAPITEL	
Vertrauen, Respekt, Bewunderung	273
Ein Wort des Dankes	283
Editorische Notiz	285
Zeittafel	287
Personenregister	291
Bildnachweis	304

VORWORT

Der Prinzipal und seine Prinzipalin

Am 14. Februar 1946 erhielten im luftkriegszerstörten Hamburg vier Herren mittleren Alters von der britischen Militärregierung die Lizenz, eine Wochenzeitung herauszugeben, welche DIE ZEIT heißen sollte: der Architekt und Schriftsteller Richard Tüngel, der Kunstgeschichtler Lovis H. Lorenz, der es vom Bildredakteur beim *Fremdenblatt* zum Chef der *Hamburger Illustrierten* gebracht hatte, der Verlagskaufmann und Marineoffizier Ewald Schmidt di Simoni und, als jüngster, der noch nicht ganz vierzigjährige Rechtsanwalt Gerd Bucerius. Schon eine Woche später erschien die erste Nummer, acht Seiten stark, zusammengeschrieben im bombenbeschädigten Pressehaus am Speersort, in einem ungeheizten Zimmer, beim dünnen Schein selbst gebastelter Petroleumlampen.

Der Mini-Redaktion gehörten anfangs nur zwei Journalisten an: der frühere Ullstein-Reporter und Kriegsberichterstat-ter Josef («Jupp») Müller-Marein, ein fröhlicher Rheinländer und begnadeter Stilist, und Ernst Samhaber, ein Deutsch-Chilene, der während der Nazizeit für die Wochenzeitung *Das Reich* aus Südamerika berichtet hatte. Am 1. März stieß Marion Gräfin Dönhoff hinzu, drei Jahre jünger als Bucerius, eine Volkswirtin, die während des Krieges ihre ostpreußischen Familiengüter verwaltet hatte, Kontakt hielt mit den Männern des 20. Juli und, als die Russen kamen, im eisigen Januar auf dem Rücken ihres Fuchswallachs Alarich aufgebrochen war zu ihrem Legende ge-

wordenen siebenwöchigen Ritt von Ostpreußen nach Westfalen. In Nummer 5 der ZEIT stellte sie sich den Lesern mit ihren ersten beiden Artikeln vor. Der eine galt dem »Totengedenken 1946«. Der andere war eine schnörkellose, nur eine Zeitungsspalte lange, doch ungemein bewegende Schilderung ihrer Odyssee zu Pferde: »Ritt gen Westen«.

In den folgenden zehn Jahren erstritt sich Gerd Bucerius Zug um Zug die ungeteilte Herrschaft über den ZEIT-Verlag. Schroffe persönliche Differenzen zwischen den Gesellschaftern führten immer wieder vor Gericht. Die verschiedenen Verfahren endeten im März 1957 mit einem Schiedsspruch, der Bucerius zum Alleineigentümer machte. Marion Gräfin Dönhoff hielt sich in den frühen Phasen der Auseinandersetzung bedeckt, unterstützte Bucerius später jedoch rückhaltlos in seinem Kampf gegen Richard Tüngel, dem sie vorwarf, das Blatt mehr und mehr auf einen Rechtsaußenkurs zu drängen. Über den Staatsrechtler Carl Schmitt, den rechtsphilosophischen Wegbereiter des Führerstaates, kam es zum Bruch. Im Juli 1954 veröffentlichte Tüngel entgegen der Warnung der Gräfin – »Wenn Carl Schmitt jemals in der ZEIT schreibt, bin ich nicht mehr da« – ein Manuskript Schmitts; daraufhin räumte sie wortlos ihren Schreibtisch und ging. Erst berichtete sie für *Die Welt* aus den Vereinigten Staaten. Danach verbrachte sie ein halbes Jahr beim *Observer* in London, der ihrem alten Freund aus Vorkriegstagen, David Astor, gehörte. Als Tüngel nach jahrelangen Konvulsionen im Sommer 1955 schließlich Hausverbot erhielt, rief Bucerius sie nach Hamburg zurück und betraute sie mit der Verantwortung für das politische Ressort. Nach seinem endgültigen Prozess-Sieg im Jahre 1957, so sagte er Jahre später, sei er stolz gewesen, dass er ihr die ZEIT wieder habe »zurückgeben« können.

Damals begann jene kühle und zugleich intensive Partnerschaft, die der Schlüssel zum Erfolg der ZEIT wurde. Sie hielt, allen Spannungen zum Trotz, fast vierzig Jahre lang. Zwei unter-

schiedlichere Charaktere ließen sich kaum denken. Bucerius war – in den Worten seines Biografen Ralf Dahrendorf – sprunghaft, spontan, stark emotional. Einen unruhigen Geist, den Geist der Unruhe, nannte ihn Müller-Marein, sein erster Chefredakteur nach den Wirren des Anfangsjahrzehnts. Viele empfanden Bucerius als genialisch irrlichternden Kopf. Einmal sagte er über einen anderen Verleger: »Er war zu stur, er wollte immer nur nach dem Kompaß segeln. Wir sind aber doch alle ein bißchen verrückt. Jeder von uns hat einen Spleen. Wir setzen uns ein für manches Unvernünftige, und wir verachten viel Vernünftiges. So sind wir halt. Nur so kann man Zeitung machen. Viel Intelligenz braucht man dazu, viel Fleiß auch, aber das wichtigste ist doch viel Glück.«

Ein Teil seines Glücks war Marion Dönhoff. Sie, so ganz anders geartet als er, hatte vieles, was ihm fehlte: Ausdauer, Stetigkeit, vorwärts drängende Gradlinigkeit. Von modischen Zerstreuungen ließ sie sich nicht verführen, und sie blieb unbeirrt widerständig gegen alles Bloß-Kommerzielle. Eines freilich verband den Prinzipal und seine Prinzipalin: ihrer beider bohrende Hartnäckigkeit. Und gerade, weil sie sich so sehr unterschieden, ergänzten sie sich vortrefflich: Komplementärgrößen in dauernder Konfrontation.

Bucerius hatte zunächst vieles andere im Kopf. Noch betrieb er ein Anwaltsbüro. Im gleichen Monat, in dem die ZEIT ins Leben trat, wurde er zum Bausenator der Freien und Hansestadt Hamburg ernannt. Sein Vorschlag, »jeder Hamburger birgt monatlich einmal mindestens 50–100 Ziegelsteine«, verfiel der Ablehnung, doch belegte er einen seiner hervorstechendsten Charakterzüge: seinen Fantasie- und Einfallsreichtum. Bis zu den ersten Bürgerschaftswahlen versah er neun Monate lang das Senatorenamt. Danach blieb er Mitglied der Bürgerschaft. Mitte 1946 war er der CDU beigetreten, weil der SPD-Vorsitzende Kurt Schumacher ihm zu nationalistisch vorkam, anders als Kon-

rad Adenauer. Für die Union ging er 1947 in den Zonenbeirat, für Hamburg dann in den Frankfurter Wirtschaftsrat. Im August 1949 zog er als CDU-Abgeordneter in den Bundestag ein. Dem Bonner Parlament gehörte er an, bis er sich 1962 mit seiner Partei überwarf. Er legte sein Mandat nieder und trat aus der CDU aus, nachdem diese von ihm verlangt hatte, er solle sich von einer im *Stern* (der zu 87,5 Prozent ihm gehörte) erschienenen Reportage »Brennt in der Hölle wirklich ein Feuer?« distanzieren. Es war ihm wichtiger, für »seine Journalisten« einzustehen, als Fraktionsdisziplin zu wahren und damit seinen Kopf aus der Schlinge zu ziehen. Daran wurde ein weiterer Grundzug seines Wesens deutlich: sein Drang zur Unabhängigkeit, auch wo sie ihm das Leben schwer machte. Im Jahre 1973 tauschte Bucerius seine *Stern*-Anteile gegen 10,7 Prozent am Bertelsmann Verlag. Von da an, schreibt Ralf Dahrendorf, wurde die ZEIT zum Zentrum all seines Sinnens und Trachtens.

Unabhängig war auch Marion Dönhoff, auf keine Parteidisziplin eingeschworen, auf kein Dogma festgelegt, misstrauisch gegenüber allen Ideologien. Auf hehre Ziele gab sie nichts; die Wege zu den Zielen waren ihr wichtiger. Personen traute sie mehr als Programmen. Wenn sie reiste (und sie reiste viel auf sämtlichen Kontinenten), fuhr sie nie mit vorgefassten Meinungen oder in besserwisserischer Absicht in die Ferne. Hierin unterschied sie sich von Bucerius, der meist schon vorher wusste, worauf er hinauswollte. Sie ließ die heimische Elle zu Hause und maß die fremden Welten mit deren eigenem Maßstab. An Neugierde stand sie hinter Bucerius nicht zurück. Wie er im Herbst 1947 vier Wochen lang inkognito als Bergmann vor Ort gearbeitet hatte, um die Lage der Kumpel schildern zu können, erkundete sie, zum Beispiel, auf monatelangen Reisen Anfang der sechziger Jahre die Zustände im dunkelsten Afrika, wo sich die unterdrückten Völker auf ihre Unabhängigkeit vorbereiteten. Freilich, wo der hippelige Bucerius die Unruh im Betrieb war,

wurde Marion Gräfin Dönhoff das Blei im Kiel der ZEIT. Als Chefredakteurin fungierte sie nur fünf Jahre lang, 1968 bis 1973. Doch weder vorher noch nachher waren ihr Gewicht, ihr Einfluss, ihre Ausstrahlung von Rang und Titel abhängig. Er war das Antriebsaggregat, sie die Seelenachse der ZEIT. Bis zuletzt blieb sie der bevorzugte Ansprechpartner von Bucerius.

In ihrer Bereitschaft – und Fähigkeit – zum Engagement standen die beiden einander nicht nach. Auch nicht in der Schärfe des Urteils, der Entschiedenheit des Argumentierens und der Lust am intellektuellen Streit. Beide bedienten sich aus einem – jeweils eigenen – reichen Erfahrungsschatz. Beide hatten sie fest gefügte Urteilskriterien, oft freilich gegensätzliche. Beide wollten nicht nur analysieren, sondern Richtung weisen – und nicht immer dieselbe Richtung.

Kein Wunder, dass ihr Verhältnis spannungsreich war. Sie stammten aus verschiedenen Welten. Bucerius, der aus Hamm gebürtige Westfale, fühlte sich als »Beute-Preuße« oder »Muss-Preuße«: »Ein Glücksfall jedenfalls ist Preußen für Deutschland nicht gewesen.« Dass sie das Bild eines lauterer Preußen – »darum bin ich stolz darauf, Preußin zu sein« – wie eine Monstranz vor sich her trug, forderte ihn stets aufs Neue heraus. Und wiewohl ihnen beiden die ZEIT Heimat war, Lebenszentrum und Sinnmitte ihres Daseins, standen sie auf verschiedenen Seiten der Barrikade: er als Verleger und Inhaber, sie als Redakteurin, Chefredakteurin, Herausgeberin. Was da an Übereinstimmung des Denkens, an Einmütigkeit des Beschließens und an Geschlossenheit des Handelns zustande kam, entsprang selten dem Gleichtakt zweier verwandter Herzen, sondern mendelte sich Mal um Mal als Ergebnis langer und manchmal bitterer Streitigkeiten heraus.

Darum geht es in diesem Band. Er enthält die wichtigsten Briefe, Telegramme und Hausmitteilungen, die zwischen Gerd Bucerius und Marion Dönhoff in dem langen Zeitraum

von 1954 bis 1993 hin und her gingen. Es spiegelt sich darin eine facettenreiche Auseinandersetzung darüber wider, was eine Wochenzeitung wie die ZEIT zu sein habe; welchen Werten und Maßstäben und stilistischen Niveau-Kriterien sie sich verschreiben solle; was die ihr angemessenen politischen Positionen sein müssten. Im Einzelnen ging es dabei um dreierlei. Erstens um die uralte (und ewig aktuelle) Machtfrage: Was darf der Verleger, was die Redaktion? Zweitens um die Frage, wie gut eine Publikation wirtschaftlich gepolstert sein muss, damit sie nicht in ihrer Unabhängigkeit, ja in ihrer Existenz gefährdet wird; dabei spielten auch höchst banale Dinge wie die Platzverteilung zwischen den Ressorts, Vertriebschwierigkeiten, Auflagenentwicklung und, immer wieder, Personalpolitik eine große Rolle. Indessen kamen, drittens, selbst in der weithin geschäftsmäßigen Korrespondenz die persönlichen Aspekte nicht zu kurz. Der Leser erhält Einblick in eine symbiotische, doch zugleich antagonistische Beziehung. Manche Briefe drücken schiere gegenseitige Aversion aus, andere kennzeichnen eine rührende Zuneigung zueinander.

Die vorliegende Dokumentation des Briefwechsels zwischen Gerd Bucerus und Marion Dönhoff reflektiert diese drei Facetten. Sie beginnt mit einem handgeschriebenen Bericht der Gräfin aus London, in dem sie ihre Erfahrungen bei der liberalen Sonntagszeitung *Observer* wiedergibt. In der Schilderung wird ihre eigene Rezeptur für die ZEIT sichtbar: viel Außenpolitik, keine parteipolitische Einseitigkeit, den wissbegierigen Leser nicht langweilen. Gleichzeitig meldete sie ihren Anspruch auf eine Führungsposition an: Als »Con-Domina« wollte sie im Falle ihrer Rückkehr neben dem Chefredakteur Müller-Marein installiert werden. Später hat sie derlei Doppel- oder Mehrfachspitzen stets abgelehnt. Bucerus erfüllte ihr diesen Wunsch nicht. Gleichwohl blieb sie in der ZEIT sein eigentliches Gegenüber, Partner und Widerpart zugleich. Die Briefe, die Bucerus schrieb,

fielen meist sehr viel länger aus als die der Gräfin. Seine – des Juristen – bevorzugte Stilform war der Schriftsatz: Darstellung des Sachverhalts, Bewertung, Urteil. Dafür nahm er sich Zeit – und auch Platz; manchmal gerieten seine Briefe zwanzig Seiten lang. Marion Dönhoffs bevorzugte Form war die des kompakten Leitartikels; noch lieber aber schrieb sie kurze, treffende, zuweilen auch verletzende Glossen. Oft ließ sie es in ihren Antworten an Bucerius bei zwei, drei auf einen Merktzettel hingeworfenen Sätzen bewenden. Sie schoss nicht aus der Hüfte, aber sie verschwendete auch keine Patronen.

Dieser Band enthält rund 160 und damit über die Hälfte der etwa 280 erhaltenen Briefe, die Bucerius und die Gräfin in vier Jahrzehnten gewechselt haben. Die übrigen haben die Herausgeber aus verschiedenen Gründen weggelassen: weil sie reine Routine-Angelegenheiten betrafen; weil sie Personalentscheidungen zum Inhalt hatten, die auch durch Erläuterung nicht an Belang gewonnen hätten; oder weil sie wiederholsam waren, wie die zahlreichen Rezensionen einzelner ZEIT-Ausgaben aus der Feder von Bucerius; hier genügen wenige Beispiele, um seine Auffassung von der Pflicht des Verlegers zu steuerndem Eingreifen zu verdeutlichen. Dabei wird ersichtlich, dass Bucerius ein höchst interventionistischer Verleger war. Die ZEIT-Chefredakteure brauchten viel Rückgrat, um seinen vielen spontanen Anwandlungen zu widerstehen. Über solche Standhaftigkeit klagte er zwar, doch vor willfährigen und gefügigen Redaktionschefs hätte er keinen Respekt gehabt. Er provozierte Widerstand, aber der war ihm auch ein Bedürfnis. Bei Marion Dönhoff kam er auf seine Kosten. Wie er, so hasste auch sie alles, was »weder gehauen noch gestochen« war.

Hauen und Stechen – das gab es nun zwischen den beiden immer wieder. Der Streit um die Kanzlerkandidatur Ludwig Erhards war noch vergleichsweise milde. Bucerius favorisierte den Vater des deutschen Wirtschaftswunders als Adenauer-

Nachfolger, die Gräfin hielt ihn für unzulänglich. Sie stritten um einen satirischen Artikel, »Das soeben entjungferte Mädchen« – die Gräfin fand ihn »blöde und geschmacklos«, Bucerius hielt die Einwände dagegen für spießhaft. Sie stritten über das Verhältnis von ZEIT und *Stern*. Vor allen Dingen stritten sie aber über den Wunsch des Eigentümers, die ZEIT »aufzulockern«. Er fand sie zu sehr für die Fachleute gemacht – »da müssen wir die Leser etwas streicheln und den Fachmann etwas verstecken«. Zum einen befand er: »Nachrichten werden gebraucht.« Zum andern drängte er darauf, »dem Leser das Blatt leicht zu machen«. Hätte die ZEIT ein zu Herzen gehendes Bild von Princess Anne veröffentlichen sollen? Dönhoff: »Das konnten wir nun wirklich nicht bringen.« Bucerius: »Wenn die ZEIT etwas nicht mehr bringt, obwohl es zu Herzen geht, dann steht's schlecht um uns.« Und er hielt der Gräfin vor: »Ihre Leser haben mal mit viel Vergnügen die total nackte Christine Keeler im Blatt gesehen. Das waren noch Zeiten!« Dabei unterschlug er, dass er sechs Jahre zuvor seinen Redakteur Theo Sommer ziemlich unwirsch heruntergeputzt hatte, als der ein Foto des Londoner Edel-Callgirls, das gleichzeitig dem britischen Kriegsminister Profumo und dem stellvertretenden sowjetischen Marineattaché zu Diensten war, in kühner Pose – nämlich nur mit einem Arne-Jacobsen-Stuhl bekleidet – auf die Seite 3 stellte.

Im Sommer 1969 gerieten sich Verleger und Chefredakteurin in die Haare, als Bucerius seine Pläne bekannt gab, der ZEIT nach dem Vorbild von *Sunday Times* und *Observer* ein Farbmagazin beizulegen. Es sollte dem Publikumsbedürfnis nach Buntheit und dem zunehmenden optischen Denken entgegenkommen und damit Anzeigen anziehen. Außerdem sollte es wenigstens einen Teil der ZEIT handlicher machen und so die Auflage steigern. »Stünde ich nicht unter dem Eindruck eines unwiderstehlichen Zwanges, etwas für die Weiterentwicklung des Blattes zu tun, würde ich mir diese Last nicht aufladen.« Ma-

rion Dönhoff hielt nichts von dem Vorhaben. Sie sagte auch, warum: »Mit dem Magazin ist zwangsläufig kommerzielles Denken verbunden.« Dies aber war der späteren Verfasserin des Buches »Zivilisiert den Kapitalismus« schon immer ein Graus. Also mahnte sie: »Sie müssen bedenken, Buc, daß dies der erste wirklich tiefe Einschnitt in die Geschichte der ZEIT ist, und den kann man einfach nicht mit der linken Hand betreiben oder ausschließlich mit fremden Beratern.« Bucerius erwiderte, die ZEIT sei »zu herbe«, um die überwältigende Zahl »der nun einmal einfältigeren Leser« müsse man sich auch kümmern. »Und ich glaube«, setzte er provozierend hinzu, »dass Sie das Denkvermögen Ihrer Leser bei weitem überschätzen.« Sie schoss – »noch trauriger, ratloser und allmählich auch ein bißchen ärgerlich« – zurück: »Wenn Sie recht hätten, dann verstehe ich wirklich nicht, warum wir annähernd eine Million Leser haben.«

Die erste Nummer des ZEIT-Magazins erschien am 2. Oktober 1970. Es schlug weder bei den Lesern ein noch bei den Inserenten. Nach vier Wochen schon löste Bucerius den aus dem politischen Ressort stammenden Magazinchef ab und bestellte eine neue Leitung. Bald wurde das bunte Beiheft zur »cash cow« des Blattes. Zwanzig Jahre lang war es ein Erfolg, dann änderte sich das Werbeumfeld von Grund auf. Das Magazin musste eingestellt werden. Die Gräfin, selbstkritisch, nicht rechthaberisch, räumte im Nachhinein ein, dass ihr Vorurteil falsch gewesen war. Umgekehrt gab Bucerius zu, dass er sich in Ludwig Erhard geirrt hatte.

Andere Kontroversen folgten: über die Führungsstruktur im Verlag wie in der Redaktion (Einzelchefredaktion oder Kollektivführung?); über die Absicht des Verlegers, die ZEIT an Bertelsmann zu verkaufen; über die Zielsetzung der ZEIT-Stiftung (künftige Eigentümerin des Blattes oder nicht?). Und im Fall des von Bucerius immer kritischer betrachteten und behandelten Feuilletonchefs Fritz J. Raddatz hielt die Gräfin lange

Zeit ihre schützende Hand über den brillanten Paradiesvogel der Redaktion.

Marion Dönhoff war oft genervt von der Manie des Verlegers, ständig Katastrophen an die Wand zu malen – er »wittert hinter jeder Ecke neue Untergänge«, bescheinigte ihm sein Biograf Dahrendorf. Seine Grundeinstellung war: »Ein Blatt wie die ZEIT ist immer gefährdet; schon ihre Existenz ist ein glücklicher Zufall.« Darin wurzelten seine regelmäßig wiederkehrenden Anfälle von schwärzestem Pessimismus. »Jetzt habe ich wieder Angst«, ist eine seiner typischen Wendungen. »In unserem Gewerbe steht ja neben dem Gewinn immer sofort die Pleite.« Solcher Pessimismus lag ihr nicht. »Sie sollten sich nicht soviel Sorgen machen, Buc«, ermahnte sie ihn. »Früher, als Sie nichts hatten, waren Sie viel unbesorgter ... Jetzt, wo Ihr Vermögen viele Nullen hat, werden Sie mit einem Mal unsicher.« Diesem Eindruck entsprang auch ihr Diktum, Bucerus habe sich »großgeängstigt« und aus lauter Existenzangst Anlehnung an immer größere Häuser gesucht. Da täuschte sie sich nicht. »Wenn es uns im Augenblick auch recht ordentlich geht, so ist die Zukunft sehr unsicher«, war seine ständige Rede. »Um zu überleben, müssen wir eben noch mehr leisten.« Oder: »Die Auflage sinkt ... Sie haben es mit einem entmutigten Verleger zu tun.« – »Wir können zwischen *Spiegel* und FAZ zerrieben werden.« – »Wenn die Nachtgespenster kommen, fürchte ich immer das Schlimmste.«

Mal um Mal griff sich Bucerus eine ganze Ausgabe und rezensierte sie akribisch Artikel für Artikel: die Argumentation, den Aufbau, sogar die Grammatik. Meist reichte es nur zu einer Fünf. »Bitte, was hat der Verfasser gesagt?« – »Ich finde, der Autor wird nichts.« – »Die ZEIT-Redaktion turnt – glanzvoll – am hohen Trapez, ... aber kann der Leser sich da wiederfinden?« Er fragt: »Was bloß ist mit der Zeitung los?« Sie fragt: »Was ist bloß mit Buc los?« Oft nahm sich die Gräfin die Zeit, auf seine Kritik (»Liebe Marion, einige Notizen zur neuesten Nummer

gefällig?) ausführlich zu antworten. Manchmal entgegnete sie nur knapp: »Ich habe den Verdacht, dass Sie die ZEIT jetzt immer mit einer geschwärzten Brille lesen ... Sie sollten versuchen, die ZEIT als Sympathisant zu lesen und nicht mit geschwärzter Brille.« Einmal schrieb sie kühl: »Ich denke, Sie erlauben mir, Ihren Brief nicht zu beantworten – unsere Korrespondenz dient, so scheint mir, weder einer freundschaftlichen Zusammenarbeit ... noch der ZEIT.«

Immer wieder drohte Bucerius, sich aus dem Verlag zurückzuziehen. Er fühlte sich unverstanden. »Aber was rede ich – Ihr mögt mir eigentlich gar nicht mehr zuhören, [mich] allenfalls beruhigen, damit ich die Redaktion nicht ›verunsichere‹«, klagte er. »Macht nur so weiter ... Aber dann bitte ohne mich.« Mit unheilschwangerem Unterton fragte er: »Was geschieht, wenn ich eines Tages die Konsequenzen ziehe?« Oder mit melodramatischem Tremolo: »Warum hassen Sie mich?« Bald larmoyant, bald wild entschlossen machte er seinem Grimm Luft. »So etwas Schönes muß ja nicht ein Leben lang dauern«, hieß das dann. Oder aber: »Sie werden verstehen, daß ich unter solchen Umständen nicht mehr Verleger der ZEIT sein mag. Bitte betrachten Sie dies als endgültig.« Die Gräfin gab es Bucerius in gleicher Münze zurück. »*Man* kann auch anders – nur ich nicht und in ihrer Majorität die Redaktion auch nicht«, schrieb sie 1969. Viele ähnliche Sätze folgten, in denen sie in der einen oder anderen Kontroverse die »Konsequenz« androhte, »meinen Schreibtisch zu räumen«. Einmal formulierte sie: »Da ... ich aber aus Ihrem Brief ersehe, daß Sie mit mir nicht länger zusammenarbeiten wollen, schlage ich vor, daß ich am 1. Mai ausscheide.« Doch bis zur letzten Konsequenz trieben sie es beide nie.

»Ja, gekracht haben auch wir uns«, schrieb Bucerius ihr einmal in einem versöhnlichen Rückblick, »und Briefe geschrieben über die lächerlichsten Sachen. Die politischen Spannungen waren oft so groß, daß ich nicht darüber sprechen konnte. So

zankten wir uns also: ob man in der so ernsthaften ZEIT Tony Armstrongs Bild der jungen hübschen Princess Anne bringen dürfe; um Formfragen bei der Neubesetzung der Magazin-Spitze; über eine Werbeanzeige für die ZEIT, die ich (darf ich das gestehen?) sehr witzig fand, die Sie aber für Boulevardqualität hielten. Bei solchen Gelegenheiten haben Sie mir Ihren Rücktritt und ich Ihnen die Zeitung angeboten. Nach dem letzten Streit fielen wir uns in die Arme und wußten gar nicht, was da eigentlich passiert war.«

Bei aller Verschiedenheit der Charaktere war das Unterfutter der Freundschaft und des gleichgerichteten Wollens zum Wohle der ZEIT zu stark, als dass es hätte zum Bruch kommen können. Diese Unverbrüchlichkeit ihres Verhältnisses, so friktionsreich es sich auch in der Korrespondenz der beiden ausnimmt, verdankt sich sicherlich der Fähigkeit von Bucerius, bei aller Unbedingtheit seiner Kritik doch auch wieder zurückstecken zu können; erzliberal, wiewohl zähneknirschend fügte sich der Eigentümer immer wieder in den Konsens der Redaktion. Und nicht zuletzt verdankte sich diese Unverbrüchlichkeit der rührenden Fürsorge, die Bucerius der Gräfin über die Jahrzehnte hinweg angedeihen ließ: Ersatz eines verlorenen Ohrings, Übernahme von Krankenhauskosten, ein Schreibtisch als Geschenk, später das Haus in Blankenese, mehrfach Tessin-Urlaube und nicht zuletzt hohe Dotationen zu den hohen Geburtstagen. Diese menschliche Seite einer im professionellen Bereich sehr schwierigen Beziehung taucht der vorliegende Briefwechsel in ein überraschend warmes Licht.

Drei Warnflaggen möchten die Herausgeber für alle hochziehen, die sich in die Lektüre der Dönhoff-Bucerius-Korrespondenz vertiefen.

Zum Ersten: Ein Zeitungsverlag ist ebenso wenig eine Behörde wie eine Redaktion. Hier gilt nicht der Satz: *Quod non*

est in actis, non est in mundo – was nicht in den Akten steht, ist nicht in der Welt. In den Schreiben, die Bucerius und Marion Dönhoff in großer Zahl austauschten, spiegelt sich nur ein Teil der Redaktionswirklichkeit. Einige ihrer Kontroversen fochten sie auch in öffentlichen Artikel-Duellen aus, 1986 zum Beispiel über Adenauer, Preußen, die Stalin-Note von 1952 und die Politik der Entspannung – »Über den Umgang mit der Geschichte: eine Polemik unter Freunden«, lautete die Unterzeile. Keineswegs alles, was im Laufe der Jahre wichtig war, taucht überhaupt in der Korrespondenz auf. So spart sie politische Richtungsfragen so gut wie ganz aus; die lebhaften Dispute darüber wurden in den Konferenzen des Politikressorts oder auch in der freitäglichen »Käsekonferenz« des Führungsteams ausgetragen. Überhaupt fanden in der Hektik des Redaktionsbetriebs viele Probleme keinen schriftlichen Niederschlag. Das meiste wurde mündlich erledigt. Bucerius und die Gräfin hatten ihre Büros auf demselben Flur im Pressehaus; der Weg zueinander war kurz. Aber selbst dort, wo die Bedeutung der Sache Schriftlichkeit nahe gelegt hätte, ist der Ausgang keineswegs immer auf Papier festgehalten. Man hatte sich bei einer Tasse Kaffee geeinigt, war übereingekommen, die Sache nicht weiter zu verfolgen, oder ließ den Dissens unaufgelöst fortbestehen. Wo es nötig und möglich war, haben die Herausgeber dieses Bandes versucht, das Resultat jeweils knapp zu skizzieren. Doch ist nicht mehr alles belegbar oder rekonstruierbar, was damals beschlossen wurde.

Zum Zweiten: Es finden sich in den Briefen beider Schreiber harsche und barsche Urteile über Menschen – meist über Angehörige des ZEIT-Teams. Dies ist weniger bei Marion Dönhoff der Fall, die ihre Ausdrucksweise stets zügelte; aber auch bei ihr stolpert man über abfällige Bemerkungen wie »drei magenranke, krätzebefallene, immer giftiger werdende alte Männer«. Bucerius hingegen tat sich überhaupt keinen Zwang

an. Große Federn der Republik – Rudolf Walter Leonhardt, Fritz J. Raddatz, Kurt Becker, Lothar Rühl, Gerhard Prause, Rolf Zundel und Gunter Hofmann – bekamen kräftig ihr Fett ab. Auch für die beiden Herausgeber dieses Bandes gab es kein Pardon. Selbst Marion Dönhoff und Gerd Bucerius schonten einander ja nicht – »nach Gutsherrinnenart« wolle sie in der ZEIT herrschen, warf er ihr vor, worauf sie erbost zurückdonnerte, sein Herr-im-Hause-Standpunkt nach Art eines »Schlotbarons« sei unerträglich.

Gemildert werden diese Scharfrichter-Urteile des Verlegers höchstens dadurch, dass er, wenn es ihm zupass kam, auch das genaue Gegenteil über Zeitgenossen und ZEIT-Genossen von sich gab. Im Übrigen waren seine Verdikte oft so subjektiv, dass sie mehr als einmal in schreiende Ungerechtigkeit umschlugen. Der quecksilbrige Bucerius liebte extrovertierte Typen. Für stille Intelligenzen hatte er weder Gespür noch Gebrauch; Tief-sinn verwechselte er leicht mit Langeweile. Ebenso wenig lagen ihm Artikel, die nicht seinem eigenen nervösen Duktus entsprachen. Was er gegen sie vorbrachte, war oft nur durch flüchtiges Lesen zu erklären. Einmal entschuldigte er sich bei dem österreichischen Bundeskanzler Kreisky für einen Artikel mit dem Bemerken, dass er sein Blatt nur noch selten und daher oberflächlich lese. Worauf ihm sein damaliger Chefredakteur schrieb: »Den Verdacht habe ich schon seit einiger Zeit; ein gut Teil Ihrer Kritik ließ sich jedenfalls aus der Lektüre nicht belegen. Ich bedaure dies sehr, denn Ihre Kritik aus Kenntnis des Blattes war mir wertvoll. Kritik aus einer Haltung des Nicht-wissen-Wollens hilft mir gar nicht.«

Bei aller Grundsätzlichkeit dachte Bucerius immer taktisch. Über Trickereien, wie sie einem Winkeladvokaten eher angestanden hätten, war er nicht erhaben. Einmal bestritt er in der Käsekonferenz hartnäckig, dass er einen Brief an Axel Springer geschrieben habe. Als er mit dem Text konfrontiert wurde,

redete er sich listig auf eine feinsinnige Unterscheidung heraus: »Das war kein Brief, sondern ein Telex!« Auch kam es durchaus vor, dass er an verschiedene Adressaten mit unterschiedlichen Argumenten herantrat: Er argumentierte gleichsam mit Richtstrahler. Gern vereinnahmte er Dritte ohne deren Wissen, wenn er meinte, damit bei der Gräfin (oder auch anderen Briefempfängern im Hause) Eindruck machen zu können. Einmal sah sich einer der Herausgeber veranlasst, ihn zu rügen: »Ihr Umgang mit Gänsefüßchen ist läßlich: Was Sie mir in Ihrem Brief vom 11. Juni in den Mund legen, stand keineswegs bei mir.« Wirkung war ihm wichtiger als Wahrheit, jedenfalls als die volle Wahrheit. Man tat immer gut daran, sich zu vergewissern.

Zum Dritten schließlich: Diese Dokumentation will vor allem ein Lesebuch sein. Sie ist gleichwohl überprüft, mit Anmerkungen versehen, wo dies zum besseren Verständnis hilft, und mit einem erläuternden Personenregister bestückt. Doch der Briefwechsel zwischen Gerd Bucerius und Marion Gräfin Dönhoff ist keine Michelangelo-Statue, sondern ein Steinbruch. Wir denken, dass er die Freunde und Weggefährten der beiden Briefsteller faszinieren wird. Wir möchten auch annehmen, dass die Praktiker der Zeitungsbranche mit Interesse zur Kenntnis genommen werden, wie einer der großen deutschen Verleger und eine der großen deutschen Journalistinnen des 20. Jahrhunderts miteinander umgegangen und umgesprungen sind. Wir überlassen es aber gern den Kommunikationswissenschaftlern, aus dem hier veröffentlichten Rohmaterial ihre Theorien über das Verhältnis zwischen Verlegern und ihren Redaktionen zu destillieren. Im Übrigen glauben wir, dass der Briefwechsel Dönhoff-Bucerius allen am geistigen Zuschnitt der Bundesrepublik Interessierten einen Einblick ins Innenleben einer großen Zeitung verschafft, wie er dem Publikum selten gewährt wird.

Die spannungsgeladene Symbiose von Gerd Bucerius und Marion Dönhoff ist wohl eine einmalige, unwiederbring-

liche und unwiederholbare Konstellation gewesen. Für alle, die sie miterlebt haben, war es eine anregende, erregende, aufregende Erfahrung. Wir widmen diesen Band dem Andenken zweier bedeutender Publizisten, die wir eine weite Strecke ihres Weges durch Zeit und ZEIT begleitet haben.

Hamburg, im August 2003

Theo Sommer

Haug von Kuenheim